

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Vikram Seth

Zwei Leben

Porträt einer Liebe



Preis € 9,95

Preis SFR 17,90

544 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-16478-3

Fischer Taschenbuch Verlag

Aus dem Englischen von Anette Grube

Gattung: Biographie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

1.1

Als ich siebzehn war, zog ich zu meinem Großonkel und zu meiner Großtante nach England. Er war Inder, sie war Deutsche. Beide waren sechzig Jahre alt. Damals kannte ich sie kaum.

Es war im August 1969 – in Kalkutta herrschte Monsun. Ein paar Tage vor meiner Abreise ging Mama mit mir in einen Tempel, um mich segnen zu lassen, was ihr gar nicht ähnlich sah. Sie und Papa brachten mich zum Flughafen Dumdum. Es war Nachmittag, als ich in Heathrow landete. Mein Großonkel und meine Großtante waren noch in der Schweiz, wo sie jedes Jahr Urlaub machten, und so weit ich mich erinnere, holte mich jemand aus der Firma, in der mein Vater arbeitete, am Flughafen ab. Beeindruckt war ich vor allem von der Breite der Straße, die (unter einem grauen Himmel) nach London führte. Die Nacht verbrachte ich in einem öden Hotel irgendwo in der Nähe von Green Park.

An diesem Abend kehrten Onkel Shanti und Tante Henny aus der Schweiz zurück, und am nächsten Tag stand ich mit meinem Gepäck vor ihrer Tür.

Ich betrachtete das Haus, das für die nächsten Jahre mein Zuhause sein sollte. In der Nähe des Eingangs zu 18 Queens Road, Hendon, stand die rote Säule eines Briefkastens; daran orientierte ich mich, wann immer ich von der U-Bahn-Station kam. Vor dem Haus befand sich ein kleiner, von einer niedrigen Mauer eingefasster, tadellos gepflegter Garten, in dem ein paar Rosensträucher in voller Blüte stan-

den. Ein schmaler Weg führte zur Tür. Rechts neben dem Weg, schräg auf einem Ständer angebracht, befand sich ein blank poliertes Messingschild mit der Aufschrift:

S. B. Seth
L. D. S., R. C. S. (Edin.), B. Sc., D. M. D. (Berlin)
Zahnarzt

Ich stellte mein Gepäck auf der Stufe vor der Tür ab. Der Gedanke, Menschen gegenüberzustehen, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, die ich nicht wirklich kannte und bei denen ich von nun an wohnen würde, machte mich nervös. Zudem war ich beängstigt und schüchtern. Nach einer Weile klingelte ich.

Tante Henny öffnete. Sie war schlank, groß, attraktiv mit prägnanten Gesichtszügen und sah nicht wie sechzig aus. Sie begrüßte mich eher begeistert als herzlich und führte mich den mit Linoleum ausgelegten Flur entlang, in dem drei oder vier Personen saßen und in alten Zeitschriften blätterten. »Shantis Patienten«, erklärte sie. Sie steckte den Kopf in das Behandlungszimmer und rief mit ihrer hohen Stimme: »Shanti, Vicky ist da«, bevor sie die Tür zum Wohnzimmer öffnete. »Nein, lass dein Gepäck im Flur neben der Treppe stehen«, sagte Tante Henny. »Setz dich, ich mache Tee.«

Da Mama mir eingeschärft hatte, keine Umstände zu machen und stets behilflich zu sein, bot ich an zu helfen. Tante Henny wollte nichts davon hören. Ich setzte mich und schaute mich im Raum um. Alles wirkte übermäßig ordentlich, unter anderem ein Satz übereinander geschobener Beistelltischchen und ein hochglanzpolierter Fernsehschrank.

Tante Henny brachte Tee und drei Tassen, und bald darauf unterbrach Onkel Shanti seine Arbeit. Er trug eine weiße Zahnarztjacke. Kaum war er eingetreten, umarmte er mich, wich einen Schritt zurück und sagte: »Jetzt lass mich dich anschauen, mein kleiner Vicky. Es ist so viele Jahre her, seitdem ich dich zum letzten Mal gesehen habe. Du musst mir erzählen, wie es deinen Eltern geht und wie deine Reise war. Hast du alle Sachen für die Schule? Hast du etwas gegessen? Henny,

der Junge ist am Verhungern, das sieht man. Wir müssen ihn aufpäpeln. Mach eine Dose Erdnüsse auf. Hast du ihm schon sein Zimmer gezeigt?» Tante Henny schien ungehalten. Plötzlich blickte Onkel auf seine Uhr, trank seinen Tee und hastete zurück in die Praxis.

Damals war ich sehr empfindlich, was meine Größe anbelangt, und zog den Kopf ein, wenn man mich klein nannte. Onkel Shanti war allerdings noch kleiner als ich, und Tante Henny überragte ihn bei weitem. Ebenso wenig mochte ich es, wenn man mich Vicky nannte, auch wenn es in Indien nicht als weibliche Verkleinerungsform verstanden wird. Aber trotz allem fühlte ich mich erleichtert. Onkels Reden überbrückte, ja überflutete mein verlegenes Schweigen. Und dank seiner Umarmung fühlte ich mich willkommen, auch wenn er mich nur in einen Arm genommen hatte. Die Umarmung war ohne seinen rechten Arm erfolgt, der künstlich war.

1.2

Ich war zweimal zuvor in England gewesen. Mit zweieinhalb Jahren fuhr ich mit dem Schiff in Begleitung eines Onkels und einer Tante, die zufälligerweise nach England reisten. Ich stieß dort zu meinen Eltern, die Indien ungefähr ein Jahr zuvor verlassen hatten: Die Bata Shoe Company, für die mein Vater arbeitete, hatte ihn in ihre Zentrale nach London versetzt. Ich war in der Obhut meiner verwitweten Großmutter – der Mutter meiner Mutter (die ich Amma nannte) – zurückgeblieben und hing sehr an ihr. Als ich zu sprechen begann, bestand Amma darauf, dass ich Hindi sprach, und zwar ausschließlich. Sie selbst war zweisprachig, hatte jedoch beschlossen, dass ich in England noch mehr als genug Englisch lernen würde. Als ich in London meinen Eltern übergeben wurde, mussten sie feststellen, dass ich kein Wort Englisch sprach oder verstand.

Kurz nach meiner Ankunft besuchten wir Onkel Shanti und Tante Henny. Während der Zeit, die meine Mutter in England verbracht hatte, hatte sie Onkel Shanti sehr ins Herz geschlossen und er sie eben-

falls. Sowohl Tante Henny als auch er liebten Kinder und konnten meine Ankunft kaum erwarten.

Ich weiß nicht, ob es an Onkel Shantis Überschwänglichkeit oder Tante Hennys europäischem Aussehen lag, mir war jedenfalls bald unbehaglich zumute. »Mir gefällt's hier nicht, ich möchte nach Hause«, sagte ich entschlossen auf Hindi. Onkel Shanti erschrak. Als Tante Henny ihn fragte, was ich gesagt hätte, erzählte er ihr, dass es mir gut gefalle und ich gern wiederkommen würde, jetzt allerdings sei ich müde und müsse nach Hause, um auszuruhen.

Was immer die fremdländische Tante Henny in meinen Augen repräsentierte, sie war Onkel Shantis gesamter indischer Großfamilie ein Rätsel. Mein Onkel hatte spät geheiratet, er war bereits über vierzig gewesen, und hatte seine Frau nicht nach Indien gebracht, um sie auf die angemessene Art vorzuführen. Sie hatten keine Kinder. Es war bekannt, dass sie Deutsche, groß und ziemlich brüsk war und keine Zeit für Clanverpflichtungen indischer Art hatte. Wie Tante Henny Jahre später sagte: »Es ist sehr schwer, sich für diese Erwachsenen, diese totalen Fremden zu begeistern, die hin und wieder auftauchen und sich deine Nichten und Neffen nennen.« Auch meine Mutter, die Tante Henny mochte, wurde von ihr nie in den Nichtenstand erhoben. Wann immer meine Eltern sie besuchten, öffnete sie die Tür, betrachtete die Besucher, die auf der obersten Stufe standen, und rief mit einer Stimme, als hätte sie gerade das zu jagende Wild gesichtet: »Shanti, deine Verwandten sind da.«

Nach eineinhalb Jahren wurde ich mit meiner Großmutter, die plötzlich und unerwartet mit einem Charterflug aufgetaucht war, nach Kalkutta zurückgeschickt. Meine Eltern blieben ein weiteres Jahr in England. Als sie nach Kalkutta zurückkehrten, brachten sie meinen kleinen Bruder Shantum mit.

Mein zweiter Besuch in England fand statt, als ich neun war, und dauerte nur einen Monat. Aus dieser Zeit erinnere ich mich besonders an das mollige und hübsche Au-pair-Mädchen Jackie in 18 Queens Road, das sich gern umarmen ließ und in das ich vernarrt war.

Das Ereignis, an das ich mich jedoch am intensivsten erinnere, und die Erinnerung daran ist im Lauf der Zeit vielleicht noch stärker ge-

worden, fand während eines Bridgeabends statt, wie sie Onkel Shanti und Tante Henny hin und wieder an Samstagen veranstalteten. Onkel Shanti nahm Bridge sehr ernst, und mein Vater hatte einen zusammenfaltbaren Ständer aus Leder für ihn gemacht, damit er die Karten bequem sortieren und mit der linken Hand spielen konnte. Es langweilte mich, diesem mir unbekanntem, konzentrierten Spiel zuzuschauen, währenddessen überwiegend Schweigen herrschte, gefolgt von unverständlichem, ja bissigem Wortreichtum. Es war spät. Ich blätterte in einem anderen Zimmer einen Stapel Zeitschriften durch. In einer Zeitschrift – ich glaube, es war *Life* – befand sich ein bebildeter Artikel über Adolf Eichmann. Ich erinnere mich nicht an viel, aber er muss seine Verbrechen, seine Festnahme und seinen Prozess geschildert haben. Irgendwann betrat Tante Henny das Zimmer, entweder als sie eine Pause machten oder als sie der Strohmännchen war, sah, was ich las, und sagte zu mir: »Also, Vicky, was hältst du von ihm?« Ich antwortete, dass er ein böser, schrecklicher Mann gewesen sei. Das erschien mir eine ganz natürliche Reaktion, aber sie zeitigte eine heftige Wirkung auf Tante Henny. »Findest du? Findest du?«, sagte sie und sah mich fragend an. Aber anstatt weiter darüber zu sprechen, verließ sie das Zimmer, und ich wandte mich wieder der Zeitschrift zu.

1.3

Jetzt, im Alter von siebzehn Jahren, war ich wieder in Onkel Shantis und Tante Hennys Haus, machte mich erneut mit ihnen und meiner Umgebung bekannt.

18 Queens Road war eine große Doppelhaushälfte, ungefähr fünf Minuten zu Fuß von der U-Bahn-Station Hendon Central an der Northern Line entfernt, ein paar Stationen, nachdem sie aus dem Tunnel und oberirdisch fuhr. Abgesehen von zwei kleinen Dachbodenräumen erstreckte sich das Haus über zwei Stockwerke. In jedem Stockwerk befanden sich vier Räume. Das sonnigste Zimmer im Erdgeschoss mit großen, nach Süden gehenden Fenstern war Onkels Be-

handlungszimmer. Er verbrachte dort jeden Tag mindestens acht Stunden und brauchte das Licht. Aus der Praxis blickte man in den Garten vor dem Haus mit den Rosensträuchern und dem glänzenden Messingschild und, jenseits der stark befahrenen Straße, auf den grünen Hendon Park und im Süden davon die Hügel von Hampstead.

Auf der anderen Seite des Flurs, der als eine Art Wartezimmer für die Patienten diente, war das Wohnzimmer. Durch eine gläserne Schiebetür, die offen blieb, wann immer eine Party stattfand, wurde es von einem kleinen Esszimmer abgetrennt. An das Esszimmer schloss sich eine große, mit Linoleum ausgelegte Küche an, Tante Hennys Allerheiligstes; von dort gelangte man in den langen schmalen Garten hinter dem Haus, in dem zwei knorrige Apfelbäume missgebildete, aber köstlich saure Äpfel trugen.

Eine Treppe führte aus dem L-förmigen Flur nach oben. Über der Küche befand sich der so genannte Röntgenraum, der gelegentlich noch zum Röntgen benutzt wurde, aber hauptsächlich als Lagerraum für alles Mögliche, von Zahngold über vergilbte Zeitungen bis zu Dutzenden von Flaschen mit Schweppes Tonicwater diente. Onkel Shanti war so etwas wie ein Hamster. Auch hier befand sich, direkt über der Praxis, ein Wohnzimmer, das aus irgendeinem Grund fast nie benutzt wurde, obwohl es von Sonnenlicht durchflutet war. Das auffälligste Schmuckstück in diesem Zimmer war ein großer, farbenprächtiger Kakadu aus Porzellan. Die beiden anderen Räume waren das Schlafzimmer meines Onkels und meiner Tante und ein Gästezimmer. Überall hingen üppige Stores. Die einzige Toilette und das einzige Bad im Haus befanden sich hier im ersten Stock.

Eine schmale Treppe führte direkt hinauf zu den beiden Zimmern auf dem Dachboden, beide mit einem kleinen Fenster. Eins davon sollte für mich renoviert werden, damit ich ein eigenes Zimmer und Ruhe zum Lernen hätte. Es war jedoch direkt über dem Schlafzimmer von Onkel Shanti und Tante Henny gelegen, und bisweilen hörte ich sie nachts auf Deutsch reden oder streiten.

Da mein Zimmer noch nicht fertig war, bezog ich das Gästezimmer. Ich verbrachte nur ein paar Tage dort, denn das Semester in der Tonbridge School sollte demnächst beginnen.

Ich hatte aufgrund meines guten Abschlusszeugnisses in Doon – das Internat, das ich in Indien besucht hatte – ein Stipendium für Tonbridge gewonnen. Meine Mutter war nicht begeistert, dass ich allein nach England gehen wollte: Sie fürchtete Drogen, Sex und ganz allgemein ein zügelloses Leben. Aber mein Vater setzte sich durch; er war der Meinung, dass ich es ihr ihr Leben lang vorhalten würde, sollte sie mich am Gehen hindern. Vielleicht suchte Mama mit mir den Tempel auf, um mich vor den Versuchungen des englischen Lebensstils zu bewahren. Zudem sollte Onkel Shanti mich davor beschützen. Er sollte ein wachsames Auge auf mich haben, ihnen berichten und *in loco parentis* handeln. Hätte er nicht in England gelebt, bezweifle ich, dass Mama mich hätte ziehen lassen; und Papa hatte Recht – ich bezweifle, dass ich es ihr vergeben hätte.

2.9

Mehr als sechzig Jahre später, nachdem mehr als zwanzigtausend Tage vergangen waren, erinnerte sich Onkel Shanti noch sehr genau an seinen ersten Abend in Berlin. Er war noch nicht einmal dreiundzwanzig Jahre alt.

Ich reiste mit dem Schiff und der Bahn nach Berlin. Es war im Juli 1931, ein sehr warmer Tag. Ich verließ London um sieben oder acht Uhr morgens und kam ungefähr zur gleichen Zeit am Abend an.

Als der Zug in Charlottenburg einfuhr, stiegen ein paar Leute aus. Ich fragte einen Herrn: »Bitte, Berlin?« Er sagte: »Ja, ja.« Ich sagte: »Bitte, Charlottenburg?« Er sagte: »Ja, ja.« Ich begriff nicht, dass ein Ort gleichzeitig Berlin und Charlottenburg sein konnte, und dachte, es wäre ein verrücktes Volk. Ich nahm an, dass es irgendwo einen Bahnhof gab, der tatsächlich Berlin hieß. Die nächste Station war Bahnhof Zoo. Wieder stiegen Leute aus. Dann kam Bahnhof Friedrichstraße. Jetzt stiegen die meisten aus. Deswegen stieg ich auch aus und dachte, das muss es sein. Mit so viel Gepäck, dem Überseekoffer und so weiter, konnte ich nur mit dem Finger auf den Gepäckträger deuten. Nachdem ich mein Gepäck abgegeben hatte, wusste ich nicht, wohin ich sollte, weil ich mir kein Hotel leisten konnte. Ich kannte niemanden in Berlin, keine Menschenseele, und ich musste mir eine Unterkunft suchen. Es war mittlerweile halb acht Uhr abends. Glücklicherweise war es noch hell.

Zu meiner großen Überraschung kam ein deutscher Student auf mich zu und sagte in perfektem Englisch: »Sie sehen sehr mitgenommen aus.« Ich sagte: »Sie würden auch mitgenommen aussehen, wenn Sie meine Lage kennen würden, da ich kein Deutsch kann.« Er sagte: »Am besten wäre es, wenn Sie nach Charlottenburg zurückkehren und ein indisches Restaurant dort aufsuchen. Dort wird man Ihnen wahrscheinlich helfen können.« Er schrieb mir die Adresse auf. Das Restaurant gehörte einem Herrn aus Bengalen, der sagte, er würde mich in der Pension einer Frau aus Oxford unterbringen, die perfekt Englisch sprach. Das Sprachproblem war demnach erst mal gelöst. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich die

Nase voll und war erschöpft. Ich bat ihn, mein Gepäck vom Bahnhof holen zu lassen, wo ich es abgegeben hatte. Aber sein Koch war krank, und außer ihm war niemand da, und er konnte das Restaurant nicht verlassen.

Ich nahm den Bus zur Friedrichstraße, aber in die falsche Richtung. Der Schaffner gab mir durch Zeichen zu verstehen, dass ich zurück musste, und ich muss sagen, er war sehr nett, denn er gab mir auch das Geld zurück. Als ich im richtigen Bus saß, fragte ich meinen Nachbarn: »Bitte, Friedrichstraße?« Er sagte: »Ja, ja, ja.« Ich wusste nicht, dass Friedrichstraße sowohl der Name einer Straße als auch eines Bahnhofs war, aber ich merkte, dass es einige Verwirrung gab. Ich schlug unter dem Wort »station« in meinem Wörterbuch nach, und absurderweise stand unter dem Eintrag nicht »Bahnhof«, sondern »Station« als deutsche Entsprechung. Ich fragte vier Personen: »Friedrichstraße Station?« Sie verstanden nicht, wovon ich sprach. Ich stieg in der Friedrichstraße aus und dachte, ich würde selbst nach dem Bahnhof suchen. Es wurde erst um halb elf dunkel, aber du hast ja keine Ahnung, wie geschafft ich war.

Das Problem war, dass ich das gesamte Geld, das mein Bruder Raj mir für das ganze Jahr gegeben hatte, in englischen Pfund bei mir trug. Ich dachte, ich würde in eine Kneipe gehen, die vielleicht von Englisch sprechenden Studenten frequentiert wurde, um nach dem Bahnhof zu fragen, aber ich hatte Angst verprügelt und ausgeraubt zu werden. Die Kriegspropaganda [im Ersten Weltkrieg] hatte mir den Eindruck vermittelt, dass die Deutschen zwar nicht gerade Kinder fressen, aber sehr rüpelhaft sind und sich in Kneipen prügeln. Ich ging auf und ab, bis ich schließlich zweifelt eine Kneipe in der Friedrichstraße betrat und zu meiner Überraschung und Erleichterung feststellte, dass der zweite Eingang in den Bahnhof führte. Statt etwas zu trinken, holte ich mein Gepäck, fuhr mit dem Taxi zum Restaurant zurück und wurde zu der Pension zwei Häuser weiter geleitet.

2.10

Die Frau, die die Pension führte, war sehr freundlich und schlug vor, er solle ein paar Monate bleiben, da er kein Deutsch spräche. Aber nach zwei Nächten fragte Shanti den Restaurantbesitzer, wie er es anstellen solle, ein eigenes Zimmer zu finden. Ihm wurde beschieden, dass er nach Schildern mit der Aufschrift *Zimmer zu vermieten* Ausschau halten, nach der Miete fragen und es nehmen sollte, wenn ihm das Zimmer und die Vermieter gefielen. Er hatte bereits beschlossen, dass er ein Zimmer nur nehmen wollte, wenn die Vermieter überhaupt kein Englisch sprachen.

Er wanderte durch ein paar Seitenstraßen in Charlottenburg und fand eine Wohnung, in der Mutter und Tochter ein Zimmer vermieteten. Sie sprachen nur Deutsch und gaben ihm zu verstehen, dass deswegen das Arrangement für ihn nicht von Vorteil wäre. Er antwortete, dass es in der Tat sehr gut für ihn wäre, und zog ein. Jeden Abend konsultierten er und seine Vermieterin das Wörterbuch, um zu entscheiden, was er am nächsten Tag zum Frühstück bekommen würde. Sie empfahl ihm zudem ein Mädchen, das ihm Deutschunterricht geben könnte, aber sie »flirtete« zu viel, und er beschloss in die Universität zu gehen, wo Kurse für ausländische Studenten angeboten wurden. Hier lehrten sie Ausländern Deutsch mit Hilfe von Bildern von Schweinen, Gänsen, Großeltern und Enkelkindern; es war kein Wort in einer anderen Sprache als Deutsch gestattet. Außerdem zwang er sich, bis zu drei Filme pro Tag zu sehen, so unverständlich sie ihm auch waren.

Aber die Aussicht, im Alter von dreiundzwanzig Jahren Medizin und Zahnmedizin an einer der besten Universitäten der Welt in einer unmöglichen Sprache zu studieren, die er innerhalb von ein paar Wochen erlernen musste, behagte ihm überhaupt nicht. Der Zahnarztberuf selbst war ihm unangenehm, und der Gedanke, sein Leben damit zu verbringen, seine Finger in anderer Leute Mund zu stecken, gefiel ihm ebenso wenig. Er war einsam und unglücklich in einem fremden Land. Dann hatte er auch noch eine schmerzhafte Entzündung in den Zehen, und das erwies sich als zu viel für ihn. Er schrieb seinem Bru-

der Raj, dass er nach London zurückkehren wolle, da das Leben in Berlin unerträglich für ihn sei. Raj telegraphierte als Antwort eine einzige Zeile: »Shanti, rei dich zusammen.«

2.11

Eines Tages Ende September kam Shanti zum Frühstück und fand seine Vermieterin bekmmert und aufgereggt vor. Sie sagte: »Herr Seth, sehr schlecht, sehr schlecht.« Zuerst glaubte er, sie hätte einen Herzinfarkt, aber sie deutete auf ihn. Er antwortete, dass es ihm gut ginge. »Nein, sehr schlecht, sehr schlecht«, wiederholte sie mehrmals und deutete auf die Zeitung. Er las, dass England unter Sir Stafford Cripps vom Goldstandard abgerckert war und dass er jetzt statt 20 Mark pro Pfund nur noch 12 bekommen würde. Er eilte zur Bank. Als er dort ankam, war der Wechselkurs auf 11 Mark 20 gefallen, und dort blieb er. Raj hatte ihm neun Pfund für jeden Monat mitgegeben, was für seine Bedürfnisse ausgereicht hatte, aber mit einem Streich hatte er nahezu die Hälfte seines Geldes verloren.

Ungefähr ein Jahr lang musste ich unheimlich kämpfen. Ich habe immer nur für ein paar Pfennige gegessen, und ich hatte keine Möglichkeit, einen Gelegenheitsjob zu bekommen wegen der schrecklichen Arbeitslosigkeit. Ich habe in der Mensa gegessen. Wenn man kein Geld, aber Glück hatte, durfte man hinterher den Abwasch erledigen. Dann konnte man jede Menge essen: Suppe und Brötchen. Davon habe ich monatelang gelebt. Meinem Bruder habe ich nichts davon geschrieben, deshalb wusste er nicht, dass ich eine schwere Zeit durchmachte.

Aber auf Bücher konnte Shanti nicht verzichten. Obwohl er die Zahnmedizin nach wie vor nicht mochte, kaufte er Lehrbücher und begann sein Studium am Zahnärztlichen Institut der Friedrich-Wilhelm-Universität. Es war ein vierjähriges Studium, und die Seminare waren anstrengend, sie begannen um acht Uhr morgens und dauerten mit ein

paar Pausen bis acht Uhr abends. Zusätzlich zu zahnärztlichen Methoden musste er die üblichen medizinischen Kurse in Anatomie, Physiologie, Histologie, Pharmakologie und Chirurgie absolvieren. Die einzigen Körperteile, die die Studenten nicht studieren mussten, waren die Extremitäten und die Fortpflanzungsorgane nur insoweit, als zum Beispiel Geschlechtskrankheiten die Zähne in Mitleidenschaft ziehen konnten.

Und ohne Unterkunft kam er nicht aus. Auf der Suche nach einem billigeren Zimmer und um seine Mittel zu strecken, wechselte er alle paar Monate die Wohnung. Eine Weile kam er im Haus einer Physiotherapeutin unter. Als Shanti einmal Bauchschmerzen hatte und sich keinen Arzt leisten konnte, schlug ihr Mann vor, er solle sich ihre große Katze auf den Bauch legen, was erstaunlich gut half.

Ein Tag folgte auf den anderen, schwierig, schwunglos, einsam. Dann traf er zufällig Arvind, einen alten Freund aus der Theosophischen Schule in Benares, und die Lage besserte sich. Arvind studierte an der Technischen Hochschule; er war ein lebhafter junger Mann, der sowohl Französisch als auch Deutsch fließend sprach und eine deutsche Freundin, Tuti, hatte. Er führte Shanti in seinen Freundeskreis ein, Rumänen, Ungarn, Deutsche. Sie spielten gemeinsam Bridge, das Shanti in Indien gelernt hatte, indem er seinem Bruder und seiner Schwägerin zuschaute. Arvind war zudem der beste Boxer seiner Gewichtsklasse an der Hochschule; er überredete Shanti, es auch zu versuchen. Shanti machte es zwar Spaß, er konnte jedoch erst nach acht Uhr abends trainieren, was bedeutete, dass er erst um 10 Uhr Zeit zum Essen hatte. Eines Tages beging er den Fehler, Arvind zu einem Boxkampf herauszufordern. Arvind war in einer höheren Gewichtsklasse und schlug ihn so übel zusammen, dass er danach keinen Spaß mehr am Boxen hatte.

Um den sinkenden Zahlen an ausländischen Studenten und Touristen entgegenzuwirken, führte die deutsche Regierung nach einer Weile die so genannten registrierten Mark für Ausländer ein, die zu einem günstigen Wechselkurs gegen ausländische Währungen eingetauscht und innerhalb von Deutschland benutzt, aber nicht ausgeführt werden durften. Jetzt bekam Shanti wieder 20 Mark für ein

Pfund, und da er an das Knausern und Sparen gewöhnt war, hatte er das Gefühl, sehr gut zu leben. Er mietete ein Zimmer in der Wohnung einer Opernsängerin, die seine Freunde bewirtete, wann immer sie zu Besuch kamen. Schließlich konnte er sogar so viel Geld sparen, dass er nicht nur nach Indien fahren, sondern sich auch den Luxus leisten konnte, seiner Familie Geschenke mitzubringen.

2.12

Irgendwann zu Beginn des Jahres 1933 war es die Opernsängerin überdrüssig, dass Shanti seine Freunde so oft mitbrachte; das Verhältnis war gespannt. Aber Shanti wollte nicht aus Charlottenburg wegziehen, nicht nur weil es eine der besten Gegenden Berlins war, sondern auch weil er von dort leicht ins Zahnärztliche Institut kam.

Er schaute sich um. Als er hörte, dass in der Mommsenstraße ein Zimmer zu mieten war, ging er hin, um sich zu erkundigen. Die Tür wurde von einer Frau Caro geöffnet, eine kleine, stille Frau Anfang sechzig. Sie lebte in einer sehr großen Wohnung gemeinsam mit ihren beiden Töchtern und ihrem Sohn, die alle drei bei der Arbeit waren. Durch die Wohnungstür betrat man einen breiten Flur; das Untermietzimmer war das erste auf der rechten Seite und getrennt von allen anderen Schlafzimmern; es war geräumig und voller Licht, das durch drei Fenster mit doppelten Scheiben hereinströmte. Shanti bemerkte, dass Vorhänge und Möbel gut erhalten waren; es sah nicht aus wie ein Zimmer, das schon einmal vermietet gewesen war, und so war es auch. Frau Caros Mann war ein Jahr zuvor verstorben, und die Familie hatte entschieden, dass sie das Gästezimmer aus finanziellen Gründen vermieten musste. Sie hatte eine unrealistische Vorstellung von der Höhe der Miete, und Shanti erklärte ihr, dass der von ihr genannte Betrag seiner Erfahrung nach viel zu niedrig angesetzt war. Sie einigten sich auf eine für beide annehmbare Summe.

Shanti erfuhr über ein Jahr später, dass Frau Caros jüngste Tochter Henny, als sie sie anrief und ihr von dem neuen Mieter erzählte, sagte:

»Nimm den Schwarzen nicht.« Das war der Beginn einer Beziehung, die fünfeinhalb Jahrzehnte dauern sollte.

Shantis Zimmer, das Gästezimmer, war direkt mit dem *Herrenzimmer* verbunden, eine große Bibliothek mit einem Flügel, in die sich die Herren zum Zigarrenrauchen zurückzogen. An dieses Zimmer schloss sich das riesige Esszimmer an mit einem Tisch für zwölf Personen, der jedoch noch vergrößert werden konnte, einem großen Büfett und einem Kachelofen; das Esszimmer konnte man zudem durch den Flur betreten. Im rechten Winkel zum ersten Flur befand sich ein zweiter, ebenso breiter, von dem drei, in Shantis Worten »palastartige« Schlafzimmer abgingen: ein Zimmer für Frau Caro, ein anderes für die zwei Mädchen Lola und Henny und eines für ihren jüngeren Bruder Heinz (oder Hei, wie er genannt wurde). Am Ende dieses langen Korridors war die große Küche, Frau Caros Reich, das Fremde nicht betreten durften.

Die Mommsenstraße verläuft in der Mitte Charlottenburgs, ein eleganter Teil Berlins, in etwa parallel zum Kurfürstendamm. Bäume säumen die Straßen, und obwohl es eine reine Wohngegend war, gab es ein Feinkostgeschäft, ein Lebensmittelgeschäft, eine Bäckerei, eine Apotheke sowie eine Anwaltskanzlei und eine Arztpraxis. Ein paar Minuten zu Fuß entfernt befand sich der Olivaerplatz mit Parkbänken und einer berühmten Eisdiele, die im Sommer immer gut besucht war.

Zu Beginn bereitete Frau Caro das Essen für Shanti extra zu, aber da er darauf bestand, sein Essen mit allen zu teilen, die gerade zu Hause waren, nahm er die Mahlzeiten bald mit der Familie ein. Um acht Uhr begann die Arbeitszeit; nach einem frühen Frühstück machten sich Lola und Henny belegte Brote für die Mittagspause und verließen das Haus. Heinz, der Jüngste, wurde von seiner Mutter verwöhnt; er erwachte nach zehn, und sie sorgte für sein Frühstück. Anschließend machte er sich gemächlich auf, um zu arbeiten, Freunde zu besuchen oder zum Pferderennen zu gehen. Seine Arbeit war etwas vage: Er verwaltete das Vermögen von zwei wohlhabenden Tanten und von ein paar anderen Personen. Er führte damit auf inkompetente Weise weiter, was sein verstorbener Vater so hervorragend getan hatte, der der Verwalter eines großen Besitzes gewesen war.

Frau Gabriele Caro oder Ella, wie sie genannt wurde, war nicht wohlhabend, und die schöne Wohnung in der Mommsenstraße gehörte der Familie nicht, sondern war gemietet. Die Mädchen gaben der Mutter den Großteil dessen, was sie verdienten; dazu kamen Shantis Miete und Ersparnisse. Lola, die sechszwanzig war, ging aufs Abendgymnasium. Henny, eineinhalb Jahre jünger als ihre Schwester, hatte eigentlich studieren wollen, aber nachdem ihr Vater am Herz erkrankt war, machte sie einen Sekretärinnenkurs und suchte Arbeit. Die fand sie wie Lola bei der Mannheimer Lebensversicherungsgesellschaft, wo sie die Privatsekretärin von Herrn Mahnert wurde, einem der Direktoren.

Herr Mahnert mochte Henny. Ebenso sein Sohn Hans, der ihr den Hof zu machen begann.

2.13

Hans kam oft zu den Caros. Er war ein attraktiver junger Mann, Student der Wirtschaftswissenschaften, der hervorragend Französisch und Englisch sprach. Er liebte die schönen Dinge im Leben, Krawattennadeln mit echten Perlen und Zierfische, und besaß ein Ruderboot, mit dem sie im Sommer an Sonntagnachmittagen auf einem der Seen in der Nähe Berlins ruderten, meistens auf dem Sacrower See. Er wurde ein guter Freund von Shanti; im Sommer zelteten Hans, Henny, Shanti und ein paar Freunde am See; im Winter fuhren sie im Riesengebirge nahe der tschechischen Grenze Ski.

Hans' Mutter war viele Jahre zuvor gestorben. Sein Vater Franz, Hennys Vorgesetzter, hatte seinen Sohn verwöhnt und musste jetzt feststellen, dass aus ihm ein verweichlichter, willensschwacher Dandy geworden war. Franz Mahnert selbst war ein äußerst aktiver Mann; obwohl er über sechzig war, schwamm er sogar im Winter im See und fuhr bisweilen extravaganterweise mit Langlaufskiern ins Büro. Für die Erhaltung der geistigen Gesundheit las er Seneca auf Lateinisch.

Hans gefiel es, das Zelten mit Luxus zu kombinieren. Er schlief mit

seinem Vater in einem Zelt, und während seine Freunde belegte Brote mitbrachten, grillte er sich ein Huhn.

Als Hans zum Schwimmen ging, sagte ich: »Ich werde dein Huhn essen, und du kannst meine Brote haben.« Er sagte im Scherz: »Na klar.« Aber ich tat es. Ich aß sein Huhn und ließ nur die Knochen übrig. Ich tat es selbstverständlich mit Zustimmung seines Vaters; wir hatten beschlossen, Hans eine Lektion zu erteilen. Als er zurückkam, sah er die Knochen und suchte das Huhn, weil er nicht glauben wollte, dass ich es tatsächlich gegessen hatte. Schließlich musste er angewidert meine belegten Brote essen, damit er wusste, wie arme Leute lebten.

Zu seinem nächsten Geburtstag kaufte ich ihm eine wunderschöne Krawattennadel und legte sie beim Abendessen unter seine Serviette. Auf die Serviette legte ich ein Päckchen mit einem Stück Pears Seife. Als er das Päckchen öffnete, machte er ein langes Gesicht. Ich sagte: »Aber, Hans, du hast mir doch immer erzählt, dass du Pears Seife aus England magst.« »Oh, ja, ja«, sagte er, aber in seinem Gesicht konnte man lesen wie in einem offenen Buch. »Meinst du, dass ich nicht genügend Geld ausgegeben habe?«, fragte ich ihn. »Oh, nein, nein«, entgegnete er. Dann nahm er seine Serviette und sah die Krawattennadel. Wieder war sein Vater mein Komplize, und auch Henny und Lola waren dabei, und wir mussten alle lachen – ja, sogar Lola, die normalerweise so schüchtern war.

Ein Geburtstagsgeschenk für Hans sorgte allerdings für Ärger. Er hatte ein wunderbares Aquarium mit allen möglichen Fischen und anderen Tieren darin. Es bereitete ihm großes Vergnügen, und hin und wieder ging er mit mir in ein Geschäft in der Tauentzienstraße, wo in einem Aquarium ein Fisch schwamm, den er gern haben wollte, ein besonders schöner, farbenprächtiger Fisch, aber er fand den Preis etwas zu hoch. Ich dachte, das wäre ein schönes Geschenk für ihn, und als er mich zu seiner Geburtstagsparty einlud, schenkte ich ihm den Fisch. Am nächsten Tag rief er an und erzählte, dass der Fisch, den ich ihm geschenkt hatte, alle anderen Fische aufgefressen hatte. Und dann hat er sich mit mir gestritten! »Es war deine Wahl, nicht meine«, sagte ich, »ich weiß nichts über Fische.« Es war ein Raubfisch, wahrscheinlich aus dem Roten Meer. Ein bezaubernder, wunderschöner Fisch. Ich musste sehr lachen.

Als Onkel Shanti mir diese Geschichte erzählte, strahlte er übers ganze Gesicht und lachte laut. Aus dem keuchenden Lachen des fünfundachtzigjährigen Mannes hörte ich das kräftige Lachen des jungen Mannes Mitte zwanzig heraus, der er einst gewesen war und in vieler Beziehung noch immer war, mit seinem Talent für Freundschaften, seiner Neigung zu Unsinn und seiner wunderbaren Großzügigkeit. Was während der nächsten zwölf Jahre mit Hans, seinem Vater Franz, mit Ella Caro und ihren drei Kindern, Lola, Henny und Heinz, und mit Shanti selbst geschah, war so seltsam und unvorhersehbar wie das, was an jenem Tag im Aquarium geschehen war. Dieses Aquarium repräsentiert für mich bisweilen – vielleicht ein zu bizarrer Gedanke – das Aquarium der Geschichte, in der die einzigartigsten und faszinierendsten Gestalten oft auch die gefährlichsten sind. Aber vielleicht war es der Zeitpunkt des Geschenks, der diese Assoziation hervorrief. Es war das Jahr 1933, und Deutschland hatte einen neuen Reichskanzler.